

Joseph Bernhart

Erinnerungen aus den Jahren 1937-1946

Von Paul Stöcklein

Man mußte ihn »draußen« besuchen; er wohnte in der tiefsten Provinz. »Schikanen«, um sein Wort zu gebrauchen, verdeutlichten sich bedrohlich, als auf dem Reichsparteitagstheater 1937 Rosenberg in seiner Rede ihn, den damals bekannten Historiker (Mystikspezialisten), scharf angegriffen hatte. Da war es am besten, in die ländliche Heimat sich zurückzuziehen und recht »verborgen zu leben«, wie es sich schon in der Antike oft empfohlen hatte.¹

Er tat es mit Gusto. Er bewohnte mit seiner Frau ein winziges Häuschen am Ortsende einer weltabgelegenen schwäbisch-bayerischen Gemeinde; er schien nichts anderes zu sein als ein alternder, naturverbundener Privatgelehrter, ein freundlicher zur Ruhe Gekommener, siebenundfünfzigjährig damals, als ich ihn zum erstenmal besuchte, ums Jahr 1937.

Zeitlebens war er freier Schriftsteller gewesen, Widrigkeiten gewohnt, gerüstet für neue. Er arbeitete jetzt für das Nachher und Irgendwann. Gewiß, hie und da konnte er eine Kleinigkeit unterbringen, in stilleren Zeitschriften. Ein Hochland-Heft allerdings wurde verboten, als es eine kühne Kleinigkeit aus seiner Feder gebracht hatte. Nach dem Krieg konnten dann die größeren Arbeiten erscheinen, z. B. seine kommentierte

1 Man kann nur davor warnen, sich darüber, wie es literarisch damals zugegangen sei, einfache Vorstellungen zu machen. Die jeder Vorstellung spottende Kompliziertheit kann man kennenlernen, wenn man etwa Bergengruens nüchterne »Schreibtsicherinnerungen« von 1961 liest. Von Bernhart ist zwar nach 1937 kein neues Buch mehr in Deutschland erschienen (es gelang ihm ganz einfach keine Buchveröffentlichung mehr in Deutschland, trotz aller Bemühung), aber es gab keine förmliche Sperre oder sonstige Amtliches, weil ja der Hauptzweck auch ohne solches zu erreichen war. Auf außerdeutschem Boden jedoch, nämlich bei der Alsatia (Elsaß), ist 1944 Bernharts neugestalteter »Franz von Assisi« erstmals erschienen, ein Buch, das dann, wie die ebendort herausgekommenen Bücher Reinhold Schneiders, auch nach Deutschland hereingeliefert wurde. Mit Neuauflagen stand es wiederum ganz anders als mit Neuerscheinungen, da war sogar in Deutschland allerhand möglich, so ist 1939 bei Hegner eine Neuauflage des philosophisch-essayistischen Meisterwerks Bernharts »De profundis« herausgekommen. Dies nur als Beispiel für die verwirrende Kompliziertheit des Betriebs. Eine Entwirrung verspricht das soeben Ende 1981 erschienene Buch des bewährten Kenners Hans Dieter Schäfer: »Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945«. – Was übrigens die (leider schmale) Anwesenheit Bernharts auf dem augenblicklichen Buchmarkt betrifft, so greife ich drei wissenschaftlich bedeutsame Titel heraus: 1. Augustinus, Confessiones / Bekenntnisse, lateinisch und deutsch, eingeleitet, übersetzt und erläutert. München 1955 – 2. Die philosophische Mystik des Mittelalters von ihren antiken Ursprüngen bis zur Renaissance. München 1922; jetzt Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt. – 3. Joseph Bernhart – Leben und Werk in Selbstzeugnissen. Ausgewählt und mit einer biographischen Einführung herausgegeben von Lorenz Wachinger. Weissenhorn 1981; es handelt sich um eine sehr umfangreiche kundige Anthologie, die auch manches bisher Unveröffentlichte bringt. Verdienstlich ist auch die Biographie, welche die Einleitung des Ganzen bildet (die Gedrängtheit der Darstellung allerdings führt mitunter zu höchst mißverständlichen Formulierungen). Willkommen besonders die alles verbindenden Kommentare des Herausgebers! Unentbehrlich dank seiner intimen Nähe das »Portrait« von Freundeshand, das das Anfangskapitel bildet, in: Max Rößler, Rückblick auf jene, die Antwort wußten. Würzburg 1981.

zweisprachige Ausgabe von Augustins Konfessionen. – 1937: Ich war siebenundzwanzigjährig, noch ziemlich berufslos; die meisten seiner Bücher kannte ich, auch sein damals jüngstes: »Heilige und Tiere«, ein viele Quellen vorstellendes und gründlich bedenkendes Buch, das für ihn charakteristisch ist.

Damals suchten die Christen einander; die verstreuten spähten aus nach anderen verstreuten, mitunter in einer Art Untergrund versteckten; man wollte sich aufrichten und klären. Magnetisch zog man sich an, freudig fand man sich. Meine Reise zu Bernhart entsprach diesem Zug. Doch ich muß etwas vorausschicken.

Die wacheren Menschen damals fühlten sich wie unter einer Dunstglocke. Eine tote Schwüle, die durch die Lautsprechermarschmusik nur noch spürbarer wurde, gebar ahnungsschwere Gefühle. Sie waren unklar. Unklar in den meisten jungen Seelen blieb die Haltung auch »dank« der Unklarheit der Kirchenfürsten. Es herrschte eine Atmosphäre, in der hie und da der Kollege den Kollegen verriet, es aber (das war das schrecklichste!) fast fahrlässig-beiläufig oder gar »sittlich« motiviert tat; es befahl die Menschen eine Epidemie, die das Augenlicht in Mitleidenschaft zog.

Wenn ein junger Mensch sucht, sucht er stets vieles, nicht zuletzt »Heimat«, er möchte wissen, wo er »hingehört«. Das glaubte ich zwar zu wissen, aber ich suchte dennoch, ich war auf der Suche nach Persönlichkeiten; denn auch »Heimat« wird nicht ohne Persönlichkeiten heimatlich. Glücklicherweise war ich längst überzeugt, daß Verehrung nie blind ist und auch nie blickbeengend werden kann – wenn sie nur etwas mehr ist als bloßes Sichbegeistern oder -anlehnen – daß sie im Gegenteil das Sehvermögen entwickeln kann. Was braucht ein junger Mensch mehr! Etwas verwaist war ich zudem: Geliebte Lehrer waren emigriert, Freunde zerstoßen, da war zum Beispiel der gesellige Klaus Dohrn plötzlich zum Chefredakteur einer angriffslustigen antinazistischen Zeitschrift im nahen (durch eine Art Sperre unbetretbaren) Österreich geworden; in dieser Zeitschrift stand auch sein alter berühmter »Versprecher«: Nationalbestialismus. Das Lachen darüber verging uns im Laufe des Jahres 1934. Ich greife auf ein Erlebnis der Jahre 33 und 34 zurück.

Dreiundzwanzigjährig hatte ich einen Rechtsanwalt im Kreis von Münchner Bekannten flüchtig kennengelernt, einen still-besonnenen Mann mittleren Alters. Ein halbes Jahr später erfuhr ich, daß er erschossen worden war, damals erschossen, als auch außerhalb des Röhmschen Umkreises unauffällig-blitzschnell »aufgeräumt« wurde, und zwar so schnell gemeuchelt wurde, daß auch versehentliches Erschießen infolge Namensverwechslung vorkam; so im Falle jenes vielgelesenen Musikkritikers, dem sein Name Schmid zum Verhängnis geworden war. Worüber damals natürlich ebensowenig Genaueres zu erfahren war wie über den Fall jenes Rechtsanwalts. Es waren Momente totenstillen Schwüle, die durch den aufgekratzten, ideengespickten Geschichtsoptimismus der Unentwegten nur fühlbarer wurde. (Ach, die Deutschen haben schon immer gewußt, »wo's lang geht« mit der Geschichte!) Ich konnte mich noch gut an die Augen des Rechtsanwalts erinnern, jetzt mußte ich mir fast zwanghaft vorstellen, wie sie plötzlich in das Mündungsfeuer blicken mußten. Dachte ich an den Tod Dollfuß' und an verwandte Fälle, so glaubte ich unsere Welt im Lichte jenes Mündungsfeuers für einen Moment aufgehellte zu sehen. Wenn ein Blitz die Nacht zerreißt, ein überkurzer Blitz, so sieht man etwas und sieht doch wieder nichts; man mischt Schreck und Welt. Man neigt zum Verdrängen, ganz einfach zum befreienden Vergessen. Was mir Gott sei Dank nicht so recht gelang.

So trat ich die Reise an. Und kann doch von meinem ersten Gespräch nichts berichten. Es ist mir verblaßt, während ich mich überdeutlich an Bernharts Art zu schauen, an den Klang seiner Stimme, an das Häuschen und besonders an die Freundlichkeit erinnere, die überall in der Luft lag, die auch fast körperlich spürbar zwischen den Ehegatten hin und her ging und den Ankömmling aufnahm. Vielleicht merkt man sich immer das, was man noch nicht ganz in Gedanken umsetzen kann und was doch eine Art Botschaft uns einpflanzt, die man allerdings erst viel später entziffert, eine Art Botschaft, die etwas enthält, was man mehr als anderes braucht.

Es stand alles in einem Zusammenhang. Seine dunkle Stimme zögerte manchmal auf sanfte Weise, damit er den Ankömmling ja nicht überflute, vielmehr einen wohltuenden Raum zum Atmen gebe, bei gleichzeitiger Fühlung mit dem Partner. Alles ging langsam und milde. Er heftete den Blick seiner stillen Augen auf mich, und die Tonfälle des Gesprächs musizierten natürlich mit dem Mienenspiel zusammen.

Ich sehe noch das sehr gepflegte Studierzimmerchen vor mir, in dessen offenes Fenster Zweige nickten. Das Gespräch fand manchmal zu Ruhepunkten, zu Pausen, in denen man den Bewegungen der jungen Katze folgte, die bald nach uns das Zimmer betreten hatte. Vor nachgedunkelten Bildern stand der blaue Faden, der zwischen Pfeife und Decke sich manchmal bog und verzweigte, als gehorche auch er einem Gesetz oder einer Musik. Auf dem Schreibtisch stand seitlich eine halbgetrunkene Tasse Kakao, altmodisches Porzellan; er hatte sicher schon länger gearbeitet. Das Eigentümlichste lag auf einem kleinen Gestell: nämlich ein winziges aufgeschlagenes Büchlein im Zierstil des vorigen Jahrhunderts, aufgeschlagen bei einem Mörrike-Gedicht, ich konnte es zufällig erkennen. Vielleicht arbeitete er gerne im Umkreis eines »Klanges«, wie ihn ein Mörrike-Gedicht darstellt.

Inspirierend nämlich schienen ihm viele Dinge; ich glaubte es zu bemerken, als wir später draußen bummelten, an nahen Bauernhöfen vorbei, an Feldrainen entlang. Er ging sehr gerne, man merkte es. Er nahm die Landschaft, das wechselnde Licht, die Gerüche und die Vorgänge in der Landschaft auf. Die Freiheit des Schwalbenfluges, die Sklaventrauer, fast Unerlöstheit im Auge eines Bauernhundes – vieles lockte Gedanken, weckte Erinnerungen an Stellen der Heiligen Schrift, an Dichterverse und Volksmärchen. Bernhart kam wohl schon bei unseren ersten Spaziergängen auf das Belebende und Inspirierende zu sprechen, das von all diesen begegnenden Dingen und Wesen ausgehen kann. Er sprach aber, als wir uns besser kannten, auch von den sonderbaren Zügen: daß ein Tier wie ein verzauberter Mensch oder wie eine verhexte dämonische Seele, gebannt in einen ungemäßen Leib, wirken könnte. Ich war dafür zu jung, so habe ich es auch nicht recht behalten. Dagegen weiß ich noch sehr genau eine Äußerung, die sich auf das Gehen bezogen hat, wenn ich sie auch erst später verstanden habe. »Wenn man lange krank war und dann zum ersten Mal wieder hinaustreten kann, dann ist das erste Gehen draußen im Freien wie ein Gebet.« Damals dachte ich mir fast, das sei wohl mehr pantheistisch oder einem naturgläubigen Lebensgefühl entsprechend; denn als junger Mensch hatte ich meine Schubfächer. Glücklicherwise habe ich viele Jahre später erfaßt, daß das letzte Wort im Grunde das meint: »Dankgebet«, den Leib und Seele erfüllenden Dank an die Natur und an den, dem sie sich verdankt.

Einmal sahen wir, es war in den folgenden Jahren, einen kleinen Bauerngarten, neben dem die Bäuerin stand, der Garten war ein Viereck: ein tobendes Farbenmeer. Die Bäuerin schaute zufrieden und sagte das wohlfeile, das volkstümliche Sprüchlein: »Das

ist eine Pracht. / Die hat der liebe Gott gemacht.« Ich erzähle das eigentlich nur, weil ich später eine Eichendorff-Strophe kennenlernte (die zweite des nur zwei Strophen umfassenden Gedichts »Das Lied«), welche mit einer merkwürdig ähnlichen volkstümlichen Redensart etwas festhält, was mir die Tage bei Bernhart immer wieder gezeigt hatten, wie nämlich bestimmte Naturationenblicke den Schaffenden inspirieren können. Die Strophe lautet: »Der Lenz rauscht durch die off'ne Tür, / Da hab' ich mir's erdacht, / Ich sel'ger Mensch kann nichts dafür, / Gott hat's so schön gemacht.«

Wie gut, wenn ein Denker noch im »Elend«, heiße es nun Verbannung oder Abseits, täglich findet, was seinen Geist weiten, bewegen, inspirieren kann, wenn er Dinge findet, die ihn in seiner Muttersprache anreden. Damals hatte ich einmal einen Traum: Ich bin emigriert, alles ist fremd und eigentlich deprimierend, aber ich kann, weil ich große Bäume im Grünen stehen sehe und zu ihnen gehe, in ein Laubwerk blicken, das nicht fremd ist, und plötzlich kann ich wieder gerne leben. – Ich machte mir meinen Vers auf Bernharts Existenz. Ich wollte, wie gesagt, mehr Klarheit. Bernhart schien meine Erwartung zu erfüllen, aber anders als erwartet. Die Stille seiner »Welt« konnte mir die schöne Binsenwahrheit erneuern, daß nur stillgewordene Wasser spiegeln können. Um deutlich sehen zu können, auch um das Mörderische durchschauen und Ahnungen in Erkenntnisse verwandeln zu können, um zu wissen, wessen man sich noch zu versehen habe, mußte man wohl zuerst stille werden, wie es vor Zeiten den Bewohnern der Katakomben gelungen war, von denen auch Bernhart mir einmal gesprochen hatte (1938) in Formulierungen, die ich freilich nicht als getreues Zitat bieten kann: »Die drunten haben besser gewußt, was oben vorgeht, als die oben selbst. Sicher besser, als die im Zirkuslärm Ertäubten. Deshalb ihr Humor! Den ihnen die Legende noch in der Arena vor den Löwen andichtet! Wenn es ein Symptom gibt für die unausdenkbare, die böse Erkrankung unserer obersten Rotte, so ist es ihre Humorlosigkeit. – Merkwürdig, in Italien ist es etwas anders. Dubios ist wohl auch Mussolini, aber manchmal hat er einen Hauch von der Selbstironie des wirklichen Komödianten.« Und er erzählte römische Anekdoten.

Er sah den modernen Antisemitismus und den modernen Antichristianismus, durch fast zwanghaftes Lästern geeint, wie zwei Flußarme eines Stromes, der nächstens vielleicht alles unter Wasser setzen werde, ähnlich wie Wahn-Haß ja schon früher immer wieder zu Hochwasser geführt habe: in Glaubenskriegen oder epidemischen Zerstörungsgelüsten, in Hexenverfolgungen und vielleicht schon in den antiken Christenverfolgungen. So etwa sein Bild. – Deutlicher blieben mir einige Einzelheiten im Gedächtnis: eben Pointen und interessante Markierungen im Gedankengang. Um sie allerdings heute verstehen zu können, muß man sich an das Damals genauer erinnern.

Wort und Begriff »Volk« bedeuteten damals sehr viel (auch die meisten Gegner der braunen Weltanschauung hielten sie heilig), in Deutschland nicht anders als in Frankreich. »Volk« war da jedenfalls eine sehr feste Größe, eine sehr positive auch, ein Fels im Fluten der Dinge (heute würde man dazusetzen: eine Identifikationsermöglichung). Bernhart sah da kaum Festes, so sinnvoll ihm die rechtverstandenen Begriffe von *patria* und *populus* auch waren. Ich weiß noch, wie er um 1937 sorgenvoll sagte: »Es geht schnell. So schnell wird Volk zu Pöbel.« Er hat dann, glaube ich, den Satz sofort noch ein wenig verbessert: » . . . kann Volk zu Pöbel gemacht werden.«

Im Umkreis dieser Gedanken erzählte er manchmal Erlebtes: Fälle von plötzlichem Hörigwerden, irrationalen Umgedrehtwerden, bewußtlosem Fortgeschwemmtwerden

in der Masse, so durch Versammlungseinwirkung, die aber keineswegs mit dem Ende der Versammlung endete, oder Fälle von Hilflosigkeit, Widerstandslosigkeit gegenüber einer mächtigen und einladenden Mode. Ein kleines Vorspiel habe er schon in seiner Jugend erlebt, als viele Lehrer vom primitivsten Darwinismus überspült und fortgerissen wurden und sich in solch freudig benommenem Zustand besonders frei wähten. Da konnte ich folgen; ich hatte rätselhafte Veränderungen, Gewissensverstörungen bei Bekannten erlebt. Er hat übrigens wenig »erklärt«, wenn er berichtete – als fürchte er das Wegerklären des Rätselhaften, das Wegschieben des Dunklen, wie es so leicht passiert. Zuerst heiße es: sehen. Man glaubte es ihm. Der Blick seiner stillen Augen war fest und kannte kein Ausweichen.

Auf ein psychologisches Phänomen kam er manchmal zurück: auf jene aufsaugende und verdummende Dynamik des Aufgehens in einer Versammlung oder Gruppe – als hätte die Mehrzahl überhaupt mehr Recht als die Einzahl. Die Wahrheit wohne doch näher beim einzelnen als bei der Gruppe, mag sich die Gruppe auch noch so ehrenwert demokratisch regeln. (Was gut sei!) »Senator homo, senatus bestia«, so habe man schon in der römischen Republik gewitzelt.² Gewiß, der einzelne solle sich deshalb nicht auserwählt und überlegen fühlen, im Gegenteil: er solle sich etwas sagen lassen können. Gerade aber dies, so glaubte Bernhart, wird durch die Gruppe oft erschwert, die sich so leicht nichts sagen läßt, was gegen Mehrheit ist, und instinktiv spürt, daß keiner gern allein steht mit seinem Meinen und Fühlen, durch die Gruppe, die ihre Mitglieder an die eigene dumme Selbstsicherheit gewöhnen kann. Bernhart mißtraute sowohl der damaligen nationalistischen »Idee« wie natürlich auch der »Idee« des modernen kollektivanbetenden Demokratismus, der ihm das Gegenteil der Tocquevilleschen Demokratie zu sein schien.

Mit dem Wort »Idee«, das soeben gefallen ist, hatte es eine besondere Bewandnis. Er meinte damit meist: das demagogisierbare oder das überhaupt schon zur Demagogie gravitierende Theorem. (Beispiel: die »Idee« einer »wesenhaften«, personhaft gefaßten »deutschen Seele« als einer festen und natürlich positiven Größe.) So ist einer seiner bekannten, auch gesprächsweise geäußerten Aphorismen zu verstehen: »Der Teufel hat mehr Freude an einer falschen Idee als an allen Verbrechen eines Jahrhunderts.«

Eine damals blühende »Idee« schien ihm das gut zu veranschaulichen. »Wir aber sind das Korn«, das war die feierliche Titelzeile eines sehr braunen Gedichtbands von damals, eine oft zitierte Zeile; wenn man Jugend ansprach, ertastete man ja den Hingabe- und Untergangdrang, den religiösen Opfermut der Jugend – auf das in die Erde sinkende »Korn« der Bibel war angespielt. Das war ihm besonders widerlich: dieses »falsche Stirb und Werde«, dieses falsche »große Ganze«, diese den Teufel offenbar freuende »Idee«. Einmal sagte er kummervoll: »Je ungläubiger die Leut' geworden sind, desto glaubenssüchtiger werden sie so manchemal, glaubend an Ideen.« Er drang auf Nüchternheit, er war für das Zu-Ende-Denken – das freilich unendliche Kraft, auch Selbstüberwindungskraft, erfordere. Die *sobria fides* lebe seit je aus solcher Kraft. (Er benützte da nicht gern das deutsche Wort »nüchtern«, eher das christlich-lateinische »sobrius«. Offenbar bedauerte er, daß man im heutigen Hochdeutsch für eine so wichtige Eigenschaft nur das etwas mickrige Wort »nüchtern« hat.) Kurz und gut, das ewig Aktuelle solcher

² Bernhart hat das römische Witzwort auch in seinen Schriften zitiert und erläutert, siehe den Sammelband seiner verstreuten Essays »Gestalten und Gewalten«, 1962, S. 400.

Gedanken, er hat sie z. T. auch in die Hochland-Aufsätze jener Zeit versteckt, darf ich – gegenwartsbezogen – so formulieren: Es gilt, Mißtrauen zu säen, wo immer man auf Fahnen Idealistisches, Moralistisches, Theoretisches geschrieben erblickt, besonders Mißtrauen gegen jeden, der dir ins Gewissen redet (und dann kommt irgendeine fordernde »Idee«), ich meine jenes gehörschärfende Mißtrauen, das die falschen Töne hört, die die falschen Gedanken meist begleiten. Ich sagte »Theoretisches«. Es gibt nämlich eine unglückliche Liebe zur Philosophie, zum befreienden Dahinterschauen hinter das »Ganze«, wie man so wähnt, eine wahrhaft unglückliche Liebe, die sich an Philosophasterei ahnungslos satt trinkt und Nüchternheit verlernt, beschwingt von einigen scheinbaren »Ideen«, welche Glaubensgewicht gewinnen, wo der Glaubensplatz leer steht.

Zwischenbemerkung zu Verführung gestern und heute: Wenn ich an die Gespräche und jenen Gedichtband zurückdenke (unvergeßlich der Titel: »Wir aber sind das Korn«), dann gerate ich auch an Erinnerungsbilder anderer Art: an das schattenhafte Bild des rauschhaften Kriegsbeginns 1914, an spätere Konflikte mit der väterlichen Welt, an gestochen scharfe Erinnerungsbilder, die den sprühenden alten Eugen Gürster zeigen, einen dem »Hochland« nahen Mann, mit dem ich manchmal ein Thema besprochen habe, das er aphoristisch-pikant so umrissen hat (in seinem letzten Buch): »In gewissen Zeiten sind so viele Menschen bereit, sich zu opfern, daß man durch eine Fahne mit der Aufschrift: Hier kann gestorben werden, das erste Tausend Freiwillige rasch beisammen hätte.«³ – Die Tricks der Jugend-Verführer sind natürlich zeitangepaßt. Heute bestimmt und begünstigt sie eine seit kurzem eingetretene intime Veränderung dergestalt: Jugend will kämpfen. Jahrhundertlang waren die Väter die Feinde – wie sich Vater und Sohn etwa in »Kabale und Liebe« ingrimmig-intim bekämpfen (auch weil der Sohn eine bessere Welt will, wobei es in unserm Zusammenhang nebensächlich ist, daß der Sohn tragisch komplizierten, der Vater verbrecherischen Charakters ist). Heute sind auf dem Kampfplatz die Väter plötzlich unsichtbar; ein menschliches Urbedürfnis stößt plötzlich ins Leere. Kein Wunder, daß sich die Söhne um hundert Fahnen nun scharen, bis hin zu den Feldzeichen, unter denen noch »gestorben werden« kann. Auch greift besagte Leere leicht ins Innere über und kann am Entstehen eines besonders verzweifelt-gefährlichen Seelenzustandes in unserer kalten Welt mitwirken. Im Oktober 1981 stand auf einer Mauer des Frankfurter Römer groß aufgesprüht: »Besser der Tod findet uns lebendig als das Leben uns tot.« Wie immer der Satz entstanden, wie dubios er gefärbt sein mag, er ist ein besonders direktes, besonders tragisches und leider zukunftsvolles Zeugnis. Doch zurück zu Bernhart!

Daß mir die meisten Gespräche blasser und undeutlicher in der Erinnerung stehen als die Situationen und Atmosphären, mag einen Grund haben, der mit Bernharts Persönlichkeit zusammenhängt. Er war sehr diskret. Er suchte mich nicht zu beeinflussen; nicht einmal nach meinen Eltern oder Universitätserlebnissen hat er mich jemals gefragt. Er war für die freiheitgebende Distanz. Sein Partner – jeder Partner, den er hatte, schien ihm offenbar unantastbar und unabsehbar, wenn ich so sagen darf – jedenfalls respektgebietend; in die Interna eines fremden Lebens wollte er nicht eindringen, nicht einmal in Gedanken war er neugierig darauf. »Ich habe mich nie eine Sekunde lang zu jemand pädagogisch verhalten«, so Max Scheler (mit dem er übrigens

3 »Narrheiten und Wahrheiten«, 1971, S. 109.

bekannt war). In Bernhart wohnte dieselbe Noblesse. Ohne das tragisch Einseitige der Natur Schelers, das in dem Satz wohl auch noch steckt. – In solcher Haltung geführte Gespräche sind die angenehmsten, aber nicht die einprägsamsten, weil sie die Dramatik stärkerer Affekte ausschließen.

Einmal aber machte Bernhart eine Ausnahme. Ich schien ihm wohl an diesem Tag trauriger oder versorgter zu sein als sonst. Da versuchte er mit persönlicheren Anekdoten, mit gewagteren Geschichten mich herauszureißen und wieder frei zu machen. Eine Geschichte ist mir dank ihren komischen Elementen gut erinnerlich geblieben. Sie spielt Ende der zwanziger Jahre in München, wo Bernhart damals wohnte, mit Joseph Hofmiller befreundet – wenn auch die Weltanschauungen der beiden sich nie recht decken mochten.

Wieder einmal hatte man in der gewohnten Tischrunde mit Hofmiller lange gezecht und philosophiert, als plötzlich ein Thema die Runde entzweite. Das Thema: Ob man so »anmaßend« sein dürfe, einen unbefugten Kritiker – es gebe zum Beispiel unmusikalische, ja überhaupt kunstblinde, doch sehr urteilsfreudige Musikkritiker im Blätterwald – einfach aufzufordern, eventuell öffentlich aufzufordern, den Mund künftig zu halten. Hofmiller war dafür. Er begründete es zunächst mit seiner altbekannten Auffassung: Fürs Philosophieren müsse man denkbegabt, sogar speziell philosophisch denkbegabt sein (er selbst sei es nicht), fürs Gemäldebeurteilen augenbegabt, sogar speziell visuell-musikalisch sein (er selber sei es) und so weiter. Das seien aber noch nicht die einzigen Schranken. Da gebe es noch ganz andere Einschränkungen, das heißt: Zugangsschwierigkeiten. »Wem liegt Musil? Wem Claudel? Dem Tucholsky lagen sie nicht. Er sagte deshalb: Ich darf über sie nicht schreiben – sosehr ich ihre Bedeutung unklar spüre; aber sie sagen mir nichts, ich weiß nicht, wie gut oder schlecht sie sind. Und dann hat er tatsächlich geschwiegen. Anständig! Jeder hat bekanntlich seinen blinden Fleck, den man bei sich kennen sollte. Daß die Zeitung sagt: Du gehst jetzt in ein bestimmtes Stück oder Konzert, du schreibst darüber, das ist unmoralisch. Und eigentlich ist auch die Gefügigkeit unmoralisch.«

Er konnte seine Mitzecher kaum überzeugen. (Wären es Karl-Kraus-Anhänger gewesen, wäre es leichter gewesen.) Diese erstgenannten »Schranken«, so meinte man, diese »Trennschranken«, welche die selbsternannten Auserwählten vom niederen Volk trennten, seien doch oft sehr überwindbar; jeder Psychologe und Erzieher wisse: Der Unmusikalische, der Nicht-Augenmensch, der literarisch Gehörlose, sie seien doch oft nur verbildet oder unerweckt. Es gelte zu helfen, statt einzuschüchtern!

Hofmiller wurde, je mehr er trank, desto konkreter und ungenierter: Wie könne ein frömmigkeitsblinder Spießier auch nur eine Zeile des heiligen Franz oder auch nur ein Gemälde Rembrandts verstehen! Wie könne ein pröder, pedantischer Professor einen Liebesroman verstehen! Wenn wir die Unbefugten nicht mehr zum Schweigen auffordern sollten, hier in unserem liberalen freien Austausch, wenn ein journalistischer Thersites nicht mehr die geistigen Prügel bekommen dürfe, die er in der Ilias körperlich bekomme, dann seien wir, so ungefähr schloß Hofmiller, »auf dem besten Weg, Barbaren zu werden«. »Auf dem besten Weg, Diktatoren zu werden und Verächter der Gelehrtenrepublik und ihrer Toleranz«, sei ihm keck erwidert worden.

An dieser Stelle unterbrach Bernhart seine Erzählung und fügte einen goethenah zu nennenden Kommentar ein: »Wir hatten alle schon zu viel getrunken. Also: die Gegner Hofmillers glaubten an ihren vielleicht edlen Glauben so fest, daß sie die Grenzen der

Erziehung in keiner Weise mehr sahen. Eigentlich waren sie träumerisch-stolz, zugleich etwas rachsüchtig, weil es so Ungleiches in der Natur gibt. — Aber zu dieser Stunde hatten sich beide Lager schon in Extreme verrannt. — Gut, daß Hofmiller zu seinem Nachtzug nach Rosenheim mußte, da er ja am nächsten Vormittag Schule zu halten hatte. Die Chance des Abends war eh schon vertan. Man hätte nämlich zuerst ein bißchen analysieren, so richtig auseinandernehmen sollen, was »Schranken« seien und bedeuteten.« So etwa Bernharts Einschaltung.

Er erzählte die Geschichte schnell zu Ende, eher melancholisch. Auf dem Hauptbahnhof hoben Freunde und Gegner, froh vereint, den schweren, weinseligen Mann ins Abteil, aus dem er, listig auftrumpfend nach bayrischer Art, die »Schranken« abschließend verdeutlichte: »Was versteht ein Kapuzinerpater von einer Liebesnacht?« Der Schaffner pfiff. Den Freunden blieb das Problem, ob er rechtzeitig in Rosenheim aufwachen würde.

Wie ich Bernhart kannte, hätte er mir die Geschichte gar nie erzählt, wenn ich nicht so verschlossen oder traurig gewesen wäre an jenem Tag. — Wenn ich heute zurückblicke, war's im Grunde eine traurige Geschichte: Die geistvollste Tischrunde verliert Einheit und Nüchternheit zu einem Zeitpunkt, da sie sie am nötigsten gehabt hätte; Gesammelt-heit wohnte leider nicht in den aufgepulverten zwanziger Jahren; Bernhart war vielleicht der einzige Gesammelte in jener Runde. Schon lauerten ja wirkliche »Barbaren« und »Diktatoren«, unerkant. — Aber wer weiß, der Feind kommt stets »unerkannt« — fast »unerkannt«.

Wenn Bernhart erzählte — und er konnte so gut erzählen, daß ich noch heute, nach fast fünfzig Jahren, so manche Geschichte weiß —, so war nicht nur das Hören ein Genuß, auch sein, gewiß nur sehr leises Mienenspiel nahm man stets lebhaft auf, besonders wenn er aus seinem eigenen Leben erzählte, wobei manches mehr dem Tonfall und Mienenspiel als dem Wort anvertraut war. Vor allem seine sprechenden Augen (die von eindrucksvollem Blau waren und sich vom blassen Gesicht eigentümlich abhoben), sie waren es, die immer mitsprachen. Daß man seine Augen und den ruhigen Blick nicht vergessen konnte — das ist nicht nur meine Erfahrung. Erst neulich wieder haben es mir gemeinsame Bekannte bestätigt.

Ich erinnere mich, wie er mir einmal von dem ihm freundschaftlich nahestehenden Forscher und Natur-Denker Edgar Dacqué erzählte und dabei den Sinn der ganzen Geschichte eher wortlos zu vermitteln wußte. Professor Dacqué stand, wie man weiß, eine Zeitlang ganz gut mit Thomas Mann, den übrigens auch Bernhart persönlich kannte. Als Thomas Mann, in der Inflationszeit war es, sich plötzlich für Psychoanalyse zu interessieren begann, entlieh er sich kurzerhand eine ganze Serie einschlägiger Werke aus Dacqués Bibliothek. Sie müssen ihn sehr gefesselt haben. Ein Jahr verging, man hörte fast nichts voneinander. Dacqué, ein feiner Gelehrtenkopf, ein etwas scheuer und ungeduldiger Mann, erbat die Bücher telefonisch zurück. Man vereinbarte den Zeitpunkt, an dem Dacqués Dienstmädchen das Bücherpaket abholen sollte. So geschah es; doch Dacqué, die zurückgekehrten Bücher aufschlagend, entdeckt allenthalben Bleistiftstriche, Randnoten gar, und trägt empört dem Dienstmädchen auf, die Bücher sofort zurückzureichen, mit dem Bescheid: das seien nicht seine Bücher. Thomas Mann erteilte ungerührt sofort den Rück-Bescheid: allerdings seien die Bücher jetzt wertvoller.

Miene, Blick, Tonfall — bei aller Zurückhaltung Bernharts machten sie sofort

deutlich, daß ihm nichts ferner lag, als anderen am Zeug zu flicken, daß vielmehr der Sinn der (mit gebotener Knappheit erzählten) Geschichte ganz woanders zu suchen war: Wortlos beklagte er die Unbeherrschtheit und tragische Blindheit der Menschen, die die unnötigsten Zwiste entzündeten in einer Zeit von solcher Gefährlichkeit, daß wirklich ein besonneneres, ein einträchtigeres Handeln und Wandeln geboten gewesen wäre.

Was ich noch zu erzählen habe, ist wenig und etwas traurig. Ich hatte Bernhart kurz vor dem Krieg noch einmal besucht, dann sah ich ihn erst wieder 1946. Ihn allein. Seine Frau war gestorben. Der jetzt Sechsunsechzigjährige war noch sehr rüstig, aber von Einsamkeit eingehüllt, zugleich noch sanfter und leiser geworden als früher, vielleicht noch introvertierter. Immer noch lebte er in seinem Häuschen, wo er nun schon über ein Dutzend Jahre in arbeitssamer Abgeschiedenheit gelebt hatte. Aber jetzt war er allein; die Einsamkeit hatte ihn geprägt; sogar sein Stil war noch gedrängter, die Wortfolgen schienen noch bedeutungsschwerer zu sein, auf Kosten der Eingängigkeit. – Wir hatten uns diesmal in meiner Heimatstadt Bamberg getroffen, wohin er zu einem Vortrag gereist war.

Ich weiß noch, wir standen auf dem Hügel über der unzerstörten Stadt. Er schien traurig zu werden, weil seine Frau nicht mehr, neben ihm stehend, die Aussicht mit ihm genießen konnte. Nebenbei bemerkt: Niemals hat man das Schöne so genossen und »bedankt« wie damals gleich nach dem Krieg. – Er sagte leise, wie sehr er in solchen Augenblicken seine Frau vermisste und entbehre. Das Gespräch wendete sich dann sofort ins Allgemeine; wir sprachen davon, ob überhaupt ein Glück, das einem zuteil werde, auch dann Glück sei, wenn man es allein empfangen oder behalte. Es gebe wohl, so meinte ich, kein Glück für einen allein. »Auch keine Seligkeit!« sagte er. »Allein im Himmel – das wär' die Höll'.«

Abends hielt er den Vortrag. Thema: »Problematik der Humanitas«. Er las den konzentrierten Text seines Manuskripts sorglich und mit inständiger Betonung jedes wichtigen Wortes ab; es war alles etwas altmodisch-feierlich. Der Beifall war zwar herzlich (den höchst hellsehtigen Text konnte man bald lesen: Ernst Beutler druckte ihn 1947 in seiner Hochstiftsreihe), aber vieles war für viele Zuhörer sicher allzu schwierig. Auch seinen Publikationen erging es ähnlich. Sie wurden gerühmt, aber die Leserschaft schrumpfte. Es wäre in diesem Augenblick Aufgabe der Theologen, so glaube ich, gewesen, ihn wieder voll und herzlich in den geistigen Austausch einzubeziehen und einzugewöhnen; es hätte ihn verjüngt und sie gereift. Aber sie haben natürlich nach näher grünenden Lorbeeren gegriffen – wie es nun einmal geht im Leben der Wissenschaft.

Nach 1946 habe ich ihn nicht mehr gesehen. Mich verschlang der Beruf. So habe ich also das liebgewordene Haus nie mehr betreten – in dem er noch lange Jahre, zum Glück wohlversorgt, gelebt und gearbeitet hat: bis zu seinem Tod 1969. Es ist noch nicht alles veröffentlicht. – Er hatte wunderbar unablenkbar gelebt. Dementsprechend ist der Ruhm ihm meistens ausgewichen.

Als ich viel später Horváths letztes Stück »Pompeji«, in einem Theaterverlag zuerst 1937 herausgekommen, kennenlernte, brachte es mir eine Wiederbegegnung mit meinen Erfahrungen dieses Jahres 1937. In Horváths Stück tobt oben der Zirkus, kommen und gehen die Wogen der Christenverfolgungen, während drunten in der Katakombe die wahrhaft Lebenden überwintern, wie es Bernhart in seiner Abgeschiedenheit tat. Wenn der Berg, gegen Ende des Stückes, explodiert, wird es ein Teil der Christen überstehen,

und die drunten in der Katakombe einander Helfenden, die dort Betenden, Wartenden, Schreibenden werden, so will es jedenfalls das Stück, das wahre Leben in die Zukunft retten. »Katakombe« wäre kein unpassender Name für Bernharts Klause gewesen.

Damals benützten wir manchmal sogar das Wort »Katakombe«, das ja auch der mutig-brillante Werner Finck für seinen Keller wohlbedacht zum Namen gewählt hatte. Und heute fällt mir das Wort gern wieder ein, wenn ich an Samisdat, an Dissidentenwohnungen und überhaupt an so viele Christen und Nichtchristen, an ihr mehr oder minder unterirdisches Wirken in so vielen Ländern denke.⁴ Horváths Stück gab mir das Muster. — Was ein gutes Stück ist — »Pompeji« ist eines, trotz seiner grellen Farben —, handelt stets von gestern, heute und morgen. Morgen: das greift über Horváths Zukunft hinaus und schließt unsere Eventualitäten mit ein. — Den Hergang der letzten Szene will ich erzählen, bevor ich ihr ein Zitat entnehme, das keiner Erläuterung mehr bedürfen wird.

Im letzten Akt stirbt die Stadt. Und dann, mit einer Verwandlung der Szene, sind wir drunten in einer Katakombe. Der Katastrophe sind manche Christen und Nichtchristen, auch solche Christen, die vorher den Löwen mit knapper Not entronnen

4 Bernharts Gedanken trafen mit den jugendlichen Ahnungen in mir zusammen, so daß sich richtige Gespräche ergaben. Ich muß erklären, wie das möglich war; denn damals gab es sehr wohl Generationsdifferenzen; auch war es um die innere Verfassung der meisten Katholiken seltsam bestellt, vielfach drang jene Verworrenheit, jene Dumpfheit ein, die ich oben angedeutet habe. Gesprächsinhalte wie die eben wiedergegebenen tauchten nur bruchstückhaft auf und fanden bei den Häuptern (nicht: Köpfen) der Kirche wenig Anklang. Aber ich war in einer schicksalsbegünstigten Lage: Ich hatte mit meinen Lehrern ungeheures Glück gehabt. Mein Lehrer in Philosophie, von ihm ist jetzt zu sprechen, war Dietrich v. Hildebrand gewesen, der Sohn des Bildhauers; und wenn man vom Vater gesagt hat, daß sein Auge unbefangen und unbestechlich sah, so hätte man solches Erbeil auch im Geist des Sohnes auffinden können, den ich in Österreich, wohin er emigriert war, besuchte, sobald die Sperre aufgehoben war, und zwar in seinem neuen Wohnsitz Wien. Dort gab er mir zu lesen, was er schon 1934 in der von ihm und Dohrn gegründeten Zeitschrift (an der auch Joseph Roth mitarbeitete) geschrieben hatte. Es war ohne Beispiel! Ich werde hier sogleich einen Passus zitieren; die Zeitschrift führte den wunderlichen, den sehr zeitbedingten Namen: Der christliche Ständestaat. Einschalten muß ich aber vorher ein Wort über den historischen Moment Mitte 34. Es handelte sich um die Tage nach der sogenannten Röhm-Revolve. Unzählige Menschen in Deutschland und Österreich glaubten damals, jetzt gelinge die gewiß blutige reinigende Selbstfindung der ganzen »Bewegung«, jetzt werde der befreiende Schritt zurück getan: zum Eigentlichen und wesentlich Naturwüchsigen der Bewegung, weg von radikal-perversen Ausuferungen (Röhm) und weg von allen »Kinderkrankheiten«. Solche Deutung war gut deutsch, »vertieftes« Wunschenken. (In Österreich noch verbreiteter als bei uns! Ach, sogar in der Schweiz spurenweise, s. C. G. Jung!) Hildebrand nun schrieb, schon wenige Tage nach dem blutigen Geschehen, ganz nüchtern, es könne keine Rede sein von »Säuberung« noch von »Besinnung auf die ursprünglichen wertvollen Ziele« der Bewegung, weil — jetzt das Hauptzitat — »weil die ganze Ideologie des Nationalsozialismus von Uranfang an eine Ausgeburt niedrigster,

waren, glücklich entgangen. Treffpunkt wird die Katakombe. Auf der Szene: freudiges Wiedersehen.

Zu den Anwesenden tritt »ein Herr«, kommend aus einem angrenzenden erleuchteten Nebenraum, und bittet die »Brüder und Schwestern« milde um mehr Ruhe, da er zu schreiben habe. Er zieht sich sofort wieder zurück. – Er sei erst gestern gekommen, so hört man im Gerede der Leute, er schreibe ununterbrochen; man kenne ihn noch nicht genauer; er schreibe ellenlange Briefe »an ganze Gemeinden«, zum Beispiel an die Korinther.

Das Liebespaar des Stückes hat sich drunten gefunden. Wieder erscheint »der Herr«. Die Sätze, die er jetzt spricht, enthalten Tonfälle, enthalten Gedanken, die mir unversehens den sanften Mahner Bernhart vergegenwärtigt haben, wie er – es lag Jahrzehnte zurück – mit vollem offenem Blick das ganze Treiben, fast erstaunt, anschaute, wie er die Anwesenden stille machte, ohne sie tadeln zu müssen. Diese letzten Worte des Stückes, das mit einer stummen Szene dann friedlich ausklingt, lauten:

»Ich möcht' Euch sehr bitten, etwas stiller zu sein, es ist unmöglich bei Eurem Lärm einen richtigen Satz zu schreiben. Redet nicht so viel, Gott hört Euch auch wenn Ihr schweigt!«

gefährlichster Instinkte, geistiger Beschränktheit und Halbbildung und kulturellen Kitsches war. Und die Gestalten, die diesen furchtbaren Geist des Nationalsozialismus am stärksten repräsentieren, sind nicht nur »radikale Elemente«, sondern es sind vor allem die eigentlichen Führer selbst . . . Nicht nur die Häresie, nicht nur das Neuheidentum, der Antichrist erhebt im Nationalsozialismus sein Haupt. Und nicht um »radikale Strömungen oder um »Kinderkrankheiten« des Nationalsozialismus handelt es sich dabei, sondern um sein eigentliches Wesen . . . Wenn wir auch für jeden einzelnen, auch für verbrecherische Führer, in christlicher Nächstenliebe erhoffen, daß ihnen das Licht Christi aufgehen möge . . . für den Nationalsozialismus als solchen gibt es nur ein passendes Wort, das des Römers Cato: Dieses Wort, das bei ihm grausam war, hier aber, einer geistigen Pest gegenüber, christlich wird, und das wir darum nicht oft genug wiederholen können: *Ceterum censeo Carthaginem esse delendam!*« Da saß ich in meinem Hotelzimmerchen, Hildebrand hatte mir einen ganzen Stoß von Zeitschriftennummern geliehen, und ich erkannte, daß der Begriff »geistige Pest« der alles erhellende, genau treffende Kernbegriff des ganzen Textes war – während ein Wort wie das vom »Antichrist« kaum theologisch gemeint und nicht *stricto sensu* zu fassen war, es war ja ein damals besonders in der Emigrationsliteratur umgehendes Wort, dem auch Joseph Roth publizistisch gehuldigt hatte; ich begriff allmählich, daß es ein treffliches Wort war, um eine ganz ursprüngliche, wichtigste »Motivation« der Feinde anzuleuchten, ähnlich wie es mir Bernhart später erklären sollte. Ich begriff noch nicht – um etwas ganz anderes, aber Naheliegenderes anzufügen –, daß es lebensgefährlich war, im längst unterwanderten Österreich dieses zu schreiben; dieser Gedanke kam mir auch deshalb nicht, weil beim Wiedersehen mein Lehrer mir so gelassen, so humorvoll wie eh und je entgegengetreten war und weil auch in den folgenden Wiener Tagen eine gewisse helle Rede- und Tatenlust, die ihm eigen war, ihn nie verließ, eine stürmische Ritterlichkeit. (In manchen Punkten waren es konträre Naturen, Bernhart und Hildebrand.) Glücklicherweise ist ihm nichts passiert. Ich war dank der Wiener Begegnung für kommende Gespräche, auch für die Bernhart-Gespräche, »konditioniert«.